

Ferienienerlebnisse eines Rheintalerbuben vor 40 Jahren

Autor(en): **Schöbi, Karl**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **21 (1935)**

Heft 3: **Freizeit : Ferien I.**

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-527873>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

daher mehr hervortretend sich schärfer abdrücken. Die Spuren des Steinmarders sieht man oft unverkennbar auf beschneiten Hausdächern, unter denen er gerne haust. Eine sehr ähnliche, nur um etwa ein Drittel kleinere Spur mit starkem Vortreten der drei mittleren Zehen, natürlich auch nagelnd, ist die des ungleich häufigeren kleinen Räubers, des Iltis. — Dem Landwirt meist ebenso lieb, wie dem Jäger verhasst, sind die bei uns vorkommenden zwei Wieselarten, das grosse Wiesel oder Hermelin, rotbraun, unten weiss mit schwarzer Rutenspitze, im Winter weiss mit schwarzer Rutenspitze, und das kleine oder Mauswiesel, im Sommer rotbraun, im Winter häufig — aber nicht immer und überall — weiss. Seine Spuren sind der des Marders sehr ähnlich, nur entsprechend kleiner; die drei mittleren Zehen sind fast gleich lang, wodurch sich die Wieselspur deutlich von der des Iltis unterscheidet. Meist nur bei sehr weichem Boden oder leichtem Schnee findet man oft in der Nähe menschlicher Siedelungen eine Spur, die sehr an die des Dachses gemahnt: einen ausgesprochenen Grabfuss mit fünf langbewehrten Grabzehen, die meist gespreizt sich abdrücken. Es ist der Igel. Er „schränkt“ im Gehen, und Vorder- und Hinterpfoten decken sich nicht, sondern stehen nebeneinander.

Mitunter finden sich an flachen Bachufern Ueberreste von Fischen, meist Kopf und Rückgrat; dadurch verrät der sonst sehr heimliche Fischotter seine der Fischerei so gefährliche Anwesenheit, seltener durch sein „Trittsiegel“, das durch seine rundliche Form und die durch Schwimmhäute verbundenen fünf Zehen so eigenartig ist, dass man es unschwer richtig ansprechen kann, zumal es sich am häufigsten an den Ausstiegstellen am Ufer neben den Beuteresten findet. Im Traben ist seine Spur paarig, ähnlich wie beim Marder, bei raschem Laufe liegen die vier Pfotenspuren in einer schrägen Linie nebeneinander.

Die Spuren der Vögel sind naturgemäss lange nicht so charakteristisch und erkennbar. Die Spur aller unserer Hühnervögel ist im weichen Grund leicht an den drei nach vorn gerichteten Zehen und an der rückwärts weisenden Hinterzehe festzustellen. Ebenso deutlich erkennt man die einwärts gerichteten Tritte der Enten und Gänse, in deren Spuren die Hinterzehe meist fehlt, während die Schwimmhäute nur selten zum Abdruck kommen. Aehnlich der Hühnerspur ist auch die der Krähen und Elstern, nur entsprechend kleiner, gedrängter in den Zehenstellung und mit deutlicher sich zeigenden Krallen.

H. K.

Ferienenerlebnisse eines Rheintalerbuben vor 40 Jahren

Die Erinnerungen an die Ferientage meiner Jugend lösen bei mir gemischte, mehr unliebsame als erfreuliche Gefühle wach. Wäre es auf mich angekommen, hätte ich gerne auf sie verzichtet und wäre lieber Tag für Tag zur Schule gegangen.

Von Ferien in heutiger Art, wo so viele unserer Schüler wochenlang in Ferienkolonien verweilen oder gar zu lieben Grosseltern, Onkeln und Tanten verreisen dürfen und dabei recht schätzenswerte Eindrücke, Anschauungen und Begriffe von andern Landesgegenden und Menschen mitbringen, von solchen Ferien wussten wir Proletarietkinder eben nichts. Damals war das Ausschneiden als Heimarbeit für gross und klein gang und gäb. Da hockten Knaben und Mädchen Stunden, Tage und Wochen am Aus-

schneiderahmen, drehten ihre Scherchen so flink wie möglich, um den Cambrikstoff zwischen den mit Kettenstich gestickten Bordüren und Blumen über dem feinen Tüll herauszuschneiden, damit die Zeichnungen kräftiger hervorstachen. O wie manches Mal, besonders in der ersten Zeit, wo die Finger noch zu wenig geübt waren, ward ein mehr oder weniger grosses Loch in den Tüll gestossen, ein Spachtelbein abgeschnitten, oder es verirrte sich die ungelenke Hand mit der Schere auch sogar in die Kettenstichfiguren hinein. Da ging es nicht ohne Vorwürfe seitens älterer Geschwister oder des Fabrikanten ab. Und hatte man sich den ganzen Tag so recht abgemüht und je nach Fleiss, Können und Ausdauer, 1—2 Fr. verdient, so hatte man wenigstens das tröstliche Gefühl, einen not-

wendigen Beitrag an die Haushaltskosten beigetragen zu haben. War schönes Wetter, so trug man seinen Ausschneiderahmen vors Haus hinaus und setzte sich in den Schatten eines Flieder- oder Apfelbaumes. Vielleicht gesellten sich aus den Nachbarhäusern noch andere jugendliche Arbeiter und Arbeiterinnen mit ihren Ausschneiderahmen dazu und brachten mit ihren Neuigkeiten, Erzählungen und Sprüchen einiges Leben in die eintönige Ausschneiderarbeit.

O, wie waren meine Gedanken oft so weit weg von der Arbeit! Und wie beneidete ich meine Kameraden, die Bauernbuben, die eine Ferienarbeit zu besorgen hatten, zu der ich mich weit mehr hingezogen fühlte als zu der meinigen, die doch für einen Buben etwas Entehrendes, Mädchenhaftes hatte. Gab es etwas Schöneres, als das Heuen und Emden und das Vespere unter schattigem Baum, das Erdäpfel- und Maisstecken im Frühjahr, das Arbeiten in den sonnigen Weinbergen am Rosenberg und Tigelberg, oder gar das Hüten im Herbst, das „Fünkeln“ mit dem nachfolgenden Schmausen von gebratenen Erdäpfeln und Äpfeln, die ersten Züge aus einer glimmenden Niele? —

Ich war gar nicht untröstlich, wenn schon hier und da eine Krise auf dem Arbeitsmarkt auftrat und der Fabrikant bedauernd den Kopf schüttelte, er hätte diesmal keine Arbeit für mich. Dann ging's fröhlich in den Wald hinaus, da wurden Tannzapfen gesucht, eine Bürde Holz gesammelt, Beeren gepflückt, Vogelnester entdeckt, die Arbeit der fleissigen Ameisen beobachtet, im Bache Forellen aufgestöbert. Das war unstreitig für einen gesunden Buben viel interessanter und geistweckender als das ewige Ausschneiden bei gekrümmtem Rücken.

Wie war das darum für mich eine Freude, als ich in der 6. Klasse in den Herbstferien zum Hüterbuben bei „Mathises“ erkoren wurde. Jeden Nachmittag sollte ich meine zwei Kühe zum Dorf hinaus treiben, auf den Blattacker. Und wie schön und idyllisch malte ich mir dieses Hüterbubenleben vor! Stolz wie ein Spanier, die neue Geissel in der Hand, einen frischen Zwick dran, so trieb ich meine zwei „Loben“ vor mich her. „Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten, und das Unglück schreitet schnell.“ Diesen Schillerspruch musste ich an eigener Haut erfahren. Denn

kaum war ich draussen auf dem Blattacker und wollte mich sesshaft machen, da sprang die eine der beiden Kühe, den Schwanz wie ein Ausrufezeichen zum Himmel gerichtet, in unheimlichen Sätzen davon, nicht etwa der Strasse nach, nein, über Gräben und Bäche, über Wiesen und Aecker, den geradesten Weg dem heimatlichen Stalle zu, das Hirtenbüblein hinten nach. Allein aber wollte auch die andere der „Loben“ nicht mehr im Blattacker fressen; in solidarischer Weise rannte sie ihrer Kameradin nach, und nach kaum einer halben Stunde standen die beiden wieder friedlich vor dem lieben Stall. Lange, bevor das Hüterbüblein auch anrückte. Erst konnte es seine Tränen, seine Wut noch verbeissen, später musste es ihnen freien Lauf lassen. Mit wirklichen Minderwertigkeitsgefühlen zog es endlich auch die Burggasse herein, die es vor einer Stunde so tatenfroh beschritten hatte. Mit dem Hüten war's für diesen Tag aus. Aber es gab ja noch andere Arbeiten für so einen Ferienbuben: Bohnenkraut von den Stangen zu strupfen, Maisstengel zu zerhacken, Rüben zu schneiden, Holz zu spalten, Äpfel und Birnen aufzulesen u. a. m. Man wollte es andern Tags nochmals probieren mit dem störrischen Vieh. Aber die beiden eigensinnigen Kühe wollten auch am andern Tag dem unbekanntem Hüterbuben nicht recht parieren, so dass mir die nächste Zeit die grosse Tochter Mathises, Marie, als Beistand gegen die unbotmässigen Tiere beigegeben wurde. Statt Freude erlebte ich bei dieser Art Hütereier nur Aerger und Verdross.

Trotz meines jedenfalls nicht sehr schmeichelhaft lautenden Abgangszeugnisses avancierte ich das folgende Jahr doch und ward Ochsenwirts Hüterbube. Da waren sogar 6 Kühe meiner Obhut anvertraut. Die schienen besser erzogen. Des Vormittags hatte ich sie auf den Krummensee zu treiben, der eine gute Stunde vom Dorf weg war. Da blieb man bis am Abend. Doch die Ochsenwirtin — Gott hab' sie selig — die Metzgersfrau, meinte es mit dem mageren Hüterbüblein gar nicht schlecht und gab mir jeweilen einen kalten z'Mittag mit, der mir schmeckte wie einem Feinschmecker das beste Picknick im Walde. Mit welchem Stolze kehrte ich abends mit meinen kugelrunden Kühen wieder heim! Die schönsten Stunden in meinen

Herbstferien waren aber jeweilen die Tage des Wimmets. Schade nur, dass jene Tage und Stunden so rasch dahinflossen. So arbeitsreich solche Ferien uns Knaben und Mädchen auch

verliefen, sie entbehrten des Reizes doch nicht und gewährten Einblicke in andere Verhältnisse, die ich zeitlebens nicht vergessen kann.

Lichtensteig.

Karl Schöbi.

Mittelschule

Arktische Heide

Die alpine Zwergstrauchheide¹ hat ihr Analogon in der arktischen Heide, doch sind bei letzterer die Zwergstraucharten zahlreicher als bei der alpinen Heide.

Die arktische Heide kommt in allen Gebieten

rings um den Nordpol vor. Die folgende Tabelle, — die ich dem Aufsatz von M. Rikli: „Zur Kenntnis der arktischen Zwergstrauchheiden“ entnehme — veranschaulicht deutlich das Vorkommen der Heide in den nördlichen Regionen:

N		Polarpunkt	höchster Standort	höchst. Standort i. d. Alpen	
↓	Cassiope Tetragona	81° 45'	{ Grantland Hazenseetal	—	—
	Moorbeere	78° 56'	{ Ellesmereland Hayessund	3100 m	Bernina
	schwarze Krähenbeere	78° 53'	dito	3040 m	Kesch
	Zwergbirke	78° 18'	{ N-W-Grönland Spizbergen	1020 m	Erzgebirge
	Almrausch	77°	O-Grönland	—	—
	Bärentraube	76° 45'	Northumberland-Insel	{ 2639 m 2520 m	Pyrenäen Bernina
	Weide	76°	N-W-Grönland	2560 m	Wallis
	Alpenheide	74°	N-W-Grönland	{ 1800 m 2880 m	Pyrenäen Engadin
	Zwergwacholder	71° 45'	N-Sibirien	{ 3180 m 3570 m	Bernina Monte-Rosa
S					

Mit dem 74° nördlicher Breite erreicht fast die Hälfte aller arktischen Heidearten ihre Nordgrenze. Oberhalb dieser Region verarmt die Heide sehr rasch. Das Optimum der arktischen Heide wird in der südlichen Arktis, besonders in der Uebergangstundra — das Gebiet zwischen der polaren Waldgrenze und der absoluten Baumgrenze — erreicht. Grönland ist reich versehen mit Heide; besonders am Fuss der Berge sind vielfach grössere Heideflächen anzutreffen. Auf Nowaja Semlja hat die Südinsel Heideareale in beschränktem Ausmass; auch Spitzber-

gen hat verhältnismässig geringe Heidebestände. Dagegen haben Baffin-Land, Farör, das arktische Russland und das arktische Nordamerika ziemlich zahlreiche Heidevorkommen.

Die arktischen Zwergsträucher unterscheiden sich von der Physiognomie der alpinen Zwergsträucher durch dickere Blätter mit weniger differenzierter Struktur. Die immergrünen Blätter erreichen bei den arktischen Pflanzen eine geringere Grösse als bei den Alpengewächsen; so z. B. ragen die Heidelbeerarten im arktischen Russland oft nur einen Zoll aus dem Boden, während sie in dem alpinen Bereich 50—100 cm erreichen. Dieser niedrige Wuchs der arktischen

¹ Vergl. „Mittelschule“, math.-naturw. Ausgabe, 1933, S. 13.